

Psychotherapie zwischen Kunst und Wissenschaft

Wolfgang Hegener und Heidi Möller, Berlin

Kunst und Wissenschaft – ein unüberbrückbarer Gegensatz, gar Widerspruch oder ein sich befruchtendes Verhältnis? Beide haben sich im Laufe der letzten Jahrhunderte immer weiter auseinanderentwickelt. Es scheint sich um weitgehend voneinander unabhängige und fast gänzlich voneinander geschiedene Bereiche zu handeln, die nach je eigenen, nicht ineinander überführbaren Regeln und Prinzipien funktionieren. Zählt in der Kunst Kreativität, Intuition und Subjektivität, so ist Wissenschaft traditionell durch andere Tugenden beherrscht: Der Erkenntnisprozeß soll geregelt, möglichst unter Ausschluß von subjektiver Willkür und vermittels des disziplinierten Einsatzes einer objektiven Vernunft vorstatten gehen. Wie kann sich Psychotherapie, wie die rationale Wissenschaft ein Kind der Neuzeit, die aber auch und andererseits über eine Tradition verfügt, die sie in die Nähe einer Heil„kunst“ bringt, innerhalb dieses (Un-)Verhältnisses situieren? Ist sie ganz dem Kanon wissenschaftlicher Verfahren zuzuschlagen, wie es die Mehrheit der Forscher und auch einige Praktiker wollen? Oder kommt sie in die Nähe eines poetischen und ästhetischen Tuns, und bringen im Behandlungsprozeß zwei Menschen nicht durchaus kunstvoll eine neue Wirklichkeit hervor, die einer Novelle oder einem Roman gleicht? Diesen Fragen wollen wir im folgenden nachgehen. Wir werden vor allem bei Freud nachschlagen, der vor etwa 100 Jahren die Psychotherapie begründet hat, und wir werden die spannungsreiche und zerrissene Geschichte der Psychotherapie nach Freud schlaglichthaft nachvollziehen. Es liegt bei diesem Thema nahe, sowohl die wissenschaftliche Psychotherapie als auch kreative Prozesse zu untersuchen, die nicht nur in der künstlerischen Produktion eine Rolle spielen, sondern sich eben auch auf therapeutisches Handeln anwenden und übertragen lassen. Wenn es denn wahr ist, daß Kunst und Wissenschaft sich im Feld der Psychotherapie berühren, so wird der Gegensatz zwischen ihnen vielleicht nicht mehr so kraß ausfallen, und es werden Übergänge möglich. Wenn Wissenschaft sich von Kunst affizieren läßt, so wird sie sich erweitern und, was nicht unwesentlich ist, nicht nur darauf achten, daß ihre Erkenntnisse „wahr“, sondern auch schön sind.

In einer berühmt gewordenen Stelle in den zusammen mit Josef Breuer verfaßten *Studien über Hysterie* (Breuer & Freud 1895) hat Freud Psychotherapie in ein eigentümliches Spannungsverhältnis gestellt, das Geschichte gemacht hat. Er schreibt:

„Ich bin nicht immer Psychotherapeut gewesen, sondern bin bei Lokaldiagnosen und Elektroprognostik erzogen worden wie andere Neuropathologen, und es berührt mich selbst noch eigentümlich, daß die Krankengeschichten, die ich schreibe, wie Novellen zu lesen sind, und daß sie sozusagen des ersten Gepräges der Wissenschaftlichkeit entbehren. Ich muß mich damit trösten, daß für dieses Ergebnis die Natur des Gegenstandes offenbar eher verantwortlich zu machen ist als meine Vorliebe; Lokaldiagnostik und elektrische Reaktionen kommen bei dem Studium der Hysterie eben nicht zur Geltung, während eine eingehende Darstellung

der seelischen Vorgänge, wie man sie vom Dichter zu erhalten gewohnt ist, mir gestattet, bei Anwendung einiger weniger psychologischer Formeln doch eine Art von Einsicht in den Hergang einer Hysterie zu gewinnen. Solche Krankengeschichten wollen beurteilt werden wie psychiatrische, haben aber vor letzteren eines voraus, nämlich die innige Beziehung zwischen Leidensgeschichte und Krankheitssymptomen, nach welcher wir in den Biographien anderer Psychosen noch vergebens suchen“ (ebd., S. 227).

Freud, der historisch gesehen zum erkennbar ersten Mal ein im heutigen Sinne psychotherapeutisches Setting und Psychotherapie als eine „personalisierte Dienstleistung“ (Goffman 1972) etabliert hat, formuliert an dieser Stelle eindringlich das schlechte Gewissen der psychotherapeutisch Heilkundigen. Wir alle stehen gewissermaßen kollektiv unter dem Verdacht, daß das, was wir tun,

nicht strikten wissenschaftlichen Kriterien genügt und sich nicht als „Anwendung“ oder „Konsum“ wissenschaftlich gewonnener Theorien und Befunde (Buchholz 1997) einrichten läßt. Psychotherapie ist nicht den Ingenieurwissenschaften vergleichbar, die traditionell als Anwendungen der theoretischen Naturwissenschaften gelten. Das behauptete Spannungsverhältnis läßt sich genauer so formulieren: Einerseits entstammt Psychotherapie als Disziplin der modernen Medizin/Psychiatrie und Psychologie, die sich weitgehend und strikt am naturwissenschaftlichen bzw. der klassischen Physik entlehnten Theorie- und Methodenverständnis orientiert und entsprechende Forderungen auch an die „Seelenheilkunde“ gerichtet hat. Andererseits jedoch ist den meisten Praktikern und auch einigen Forschern zunehmend klar, daß es eine unüberbrückbare Differenz gibt zwischen den Erfordernissen einer empirisch-quantitativen Forschungsmethodologie und denen des alltäglichen

therapeutischen Tuns. Während bei jenem der Experimentator bzw. Untersucher scheinbar eine objektive und neutrale Beobachtersposition einnehmen kann, ist in diesem der Behandler notwendigerweise und unumgänglich Teil der Situation.

Es geht bei therapeutischem Handeln um ein im höchsten Maße subjektives Geschehen, das keinen im üblichen Sinne gesetzmäßigen Ablauf darstellt und sich nicht experimentell reproduzieren läßt. So kommt es, daß das therapeutische Tun eher einer gewissermaßen novellistischen Kunst gleicht, in der es gerade um die individuelle Einzigartigkeit des Geschehens geht. Diese Einzigartigkeit ist jedoch keineswegs zufällig und beliebig, in ihr drückt sich vielmehr Allgemeines in einer eigentümlichen Weise aus. Die novellistische Kunst besteht vielleicht gerade darin, am Einzelfall gesellschaftliche und historische Wahrheit zu exemplifizieren. Diese Einsicht hat methodologische Konsequenzen. Allgemeines wird nicht dadurch erkannt, daß man, dem Gesetz der großen Zahl folgend, über den „Einzelfall“ hinweg schließt, ihn zu Kennziffern verrechnet und damit zum Verschwinden bringt, sondern gerade umgekehrt: Je tiefer wir in eine einzelne Lebens- und Krankengeschichte einsteigen und sie zu verstehen versuchen, um so mehr erfahren wir über allgemeine und strukturelle Zusammenhänge (vgl. dazu etwa Bude 1993). Im Rückblick auf die Studien über Hysterie und die Entwicklung der Psychoanalyse kann Freud deshalb in seiner Betrachtung einer Erzählung des Dichters Jensen schreiben:

„Es war dem Verfasser, als er sich in den auf 1893 folgenden Jahren in solche Forschungen über die Entstehung der Seelenstörungen vertiefte, wahrlich nicht eingefallen, Bekräftigung seiner Ergebnisse bei Dichtern zu suchen, und darum war seine Überraschung nicht gering, als er an der 1903 veröffentlichten „Gradiva“ merkte, daß der Dichter seiner Schöpfung das nämliche zugrunde lege, was er aus den Quellen ärztlicher Erfahrung als neu zu schöpfen vermeinte. Wie kam der Dichter nur zu dem gleichen Wissen wie der Arzt, oder wenigstens zum Benehmen, als ob er das gleiche wisse?“ (Freud 1907, S. 81)

Psychotherapie als Wissenschaft

Bevor wir auf die von Freud gestellte Frage nach den in Dichtung und Therapie wirksamen Einsichtsfaktoren eingehen wollen – eine Antwort auf sie läßt sich annäherungsweise zum einen etwa im Rückgang auf Erkenntnisse der Kreativitätsforschung (vgl. etwa Seiffge-Krenke 1974) und andererseits auf Prozesse der intersubjektiv-dialogischen Herstellung von „biographischer Wahrheit“ in der Verschränkung von Übertragung¹ und Gegenübertragung² finden (s. u.) – soll kurzum der andere Pol des angesprochenen Spannungsverhältnisses thematisiert werden, der Versuch nämlich, dem psychotherapeutischen Tun ein „wissenschaftlich ernstes Gepräge“ zu geben.

Da hier nicht im einzelnen auf die 60 bis 70 Jahre alte Geschichte der empirischen Psychotherapieforschung eingegangen werden kann (für einen Überblick vgl. Märtens 1997), möchten wir uns auf eine aktuelle Debatte konzentrieren, die uns exemplarisch und für unser Thema dienlich zu sein scheint. Grawe und Mitarbeiter (Grawe, Donati & Bernauer 1993) haben in einer umfangreichen metaanalytischen Studie, in der alle jemals durchgeführten kontrollierten Therapiestudien ausgewertet wurden, eine alte und für überwunden geglaubte Frage wieder aufgegriffen. Sie wollen die bislang allgemeine akzeptierte Schlußfolgerung widerlegen, daß es keine Wirkungsunterschiede zwischen den diversen und gängigen Therapieverfahren (vor allem zwischen den am meisten untersuchten, also Psychoanalyse, kognitiv-behaviorale Therapien und Gesprächspsychotherapie) gäbe. Dies wird auch als „Dodo-Verdikt“ bezeichnet. (Es stammt aus dem Kinderbuch-Klassiker „Alice im Wunderland“, in dem der Vogel Dodo das Zeichen zum Rennen der Tiere gibt und anschließend verkündet: „Everyone has won and all must have prizes“, und wurde von Luborski et al. (1975) auf die Psychotherapieforschung übertragen.)

Grawe und seine Mitarbeiter behaupten, daß solche Unterschiede sehr wohl festzustellen seien, und kommen nach Durchsicht und Auswertung der Studien zu folgendem summarischen und zwei-

felhaften Ergebnis: „Die tatsächliche Ergebnislage könnte daher nicht eindeutiger sein, als sie ist: Kognitiv-behaviorale Therapie ist im Durchschnitt hochsignifikant wirksamer als psychoanalytische Therapie und Gesprächspsychotherapie“ (ebd. S. 670).

Abgesehen davon, daß diese Ergebnisse und die Studie insgesamt, die vor ihrem Erscheinen sowohl unter inhaltlichen wie methodischen Gesichtspunkten noch als Meisterleistung gefeiert wurde, nun aber keiner Überprüfung und immanenten Kritik wirklich standhält (vgl. dazu etwa Mertens 1994; Legewie & Klotter 1993; Kaiser 1993³), ergibt sich eine noch viel grundsätzlichere Kritik, die uns zu unserem Thema, dem Spannungsverhältnis von Wissenschaft und psychotherapeutischer Kunst hinführt. Grawe und seine Mitarbeiter haben nämlich nicht nur die Überlegenheit ihres eigenen Therapieverfahrens in einer berufspolitisch brisanten Situation behauptet, sie stellen im dritten Teil ihres Buches ihr Konzept einer der bisherigen Therapieschulen übergreifenden „Allgemeinen Psychotherapie“ vor und wollen, so auch der programmatische Untertitel ihres Werkes, die Psychotherapie von der „Konfession zur Profession“ weiterentwickeln.

Psychotherapie als kreativer und poetischer Prozeß

Buchholz (1997) hält dafür, daß sich das Verhältnis zwischen Wissenschaftlichkeit und dem professionellen Handlungssystem der Psychotherapie nicht

¹ „Übertragung bezeichnet in der Psychoanalyse den Vorgang, wodurch die unbewußten Wünsche an bestimmten Objekten im Rahmen eines bestimmten Beziehungstypus, der sich mit diesen Objekten ergeben hat, aktualisiert werden. ... Es handelt sich dabei um die Wiederholung infantiler Vorbilder, die mit einem besonderen Gefühl der Aktualität erlebt werden“ (Laplanche & Pontalis 1962, S. 550).

² ... das Gesamt der analytischen Antwort und der Umgang mit dem Patienten“ (Gysling 1995, S. 24).

³ Eine neue, große Umfrage, die 1994 in Amerika von einer Verbraucherorganisation über ihre Zeitschrift „Consumers Report“ durchgeführt wurde und in der 22.000 Fragebögen ausgewertet wurden, kommt zu einem gänzlich anderen Ergebnis als Grawe et al. Die befragten Patienten schätzten bei längeren Psychotherapien den Erfolg höher ein, als Patienten nach einer Kurzpsychotherapie. Zudem erwies sich in dieser Studie das alte Dodo-Verdikt erneut als gültig: Alle erhobenen Verfahren stellen sich als gleich wirksam heraus (vgl. Seligman 1995).

hierarchisch darstellen lasse, so als stehe Wissenschaft letztinstanzlich über dem praktischen-professionellen Tun. Beide Bereiche haben sich vielmehr als eigenständige und nebeneinander stehende Diskurs- und Handlungsformen herausgebildet. „Professionell“, so Buchholz, „ist, eine Antwort auf komplexe, instabile, einzigartige und unsichere Situationen zu finden, von denen man selbst ein Teil ist“ (ebd. S. 83). Er fügt dem eine wichtige Präzisierung an. Es gehe nicht eigentlich darum, eine Antwort zu „finden“, sondern sie zu „erfinden“. Therapeuten greifen dabei vornehmlich auf metaphorische Gleichungen zurück, die es erlauben, die Situation neu bzw. in einem anderen Licht wahrzunehmen, in die sich die Therapeuten aber auch selbst einschreiben und eingeschrieben sind. Wenn einem Therapeuten etwa zu einer Patientin, die sich gegenüber ihrem Freund nicht durchsetzen kann und mit psychosomatischen Symptomen reagiert, sich in der Therapie aber immer attraktiver zeigt, einfällt, sie gehe gleichsam mit ihm fremd, und der Supervisor dies in die metaphorische Formel „Therapie ist Fremdgehen“ zu fassen versteht, so wird mit dieser Formel die therapeutische Situation neu erschlossen. Weil der Therapeut erkennen konnte, daß er Teil der Situation ist (die Psychoanalyse faßt dies in den Begriffen von *Übertragung* und *Gegenübertragung* zusammen), wird auch die Patientin „auf eine neue Weise Teil der Situation“ (ebd. S. 82; Hervorh. im Original).⁴ Therapeutisches Handeln gleicht also einem eher ästhetischen bzw. poetischen Tun, das neue Welten intersubjektiv und dialogisch herstellt. Durch metaphorische Gleichungen, die nicht mit Definitionen zu verwechseln sind, verändert sich die Perspektive und ruft etwas hervor, das vorher nicht „da“ war.

Der dialogische Prozeß der Übertragung

Wir wollen nun einige Schlaglichter auf das poetisch bzw. ästhetisch genannte Tun von Therapeuten werfen. Die erste Betrachtung gilt einem klassischen Topos der psychoanalytischen Therapie:

der schon erwähnten Übertragung, die wir in jeder Hinsicht für grundlegend halten. Dabei soll deutlich werden, daß das *Novellistische*, von dem Freud in den Studien über Hysterie spricht, nicht nur im Abfassen von Fallgeschichten zu suchen ist. Die Form spiegelt sich hier gleichsam im Inhalt wider: Analytiker und Analysand schaffen und konstruieren in möglichst entwicklungsfördernder Weise eine neue biographische Erzählung.

Sowohl in der „*Traumdeutung*“ (Freud 1900, S. 568 ff.) als auch in anderen Schriften der Jahrhundertwende, zu nennen ist hier an erster Stelle die Fallgeschichte Doras (Freud 1905), entwirft Freud ein gleichsam textuell-schriftliches und dialogisch-intersubjektives Modell der Übertragung (vgl. dazu auch Weiß 1988). Er versteht Übertragungen hier nicht als „unveränderte Neuaufgaben“ oder „einfache Neudrucke“ (Freud 1905, S. 280) eines Urtextes, der in seiner ursprünglichen Präsenz wiederaufsteht. Die Übertragungen haben vielmehr als „Neubearbeitungen“ (ebd.) zu gelten, die sich „an irgend eine geschickt verwertete reale Besonderheit an der Person oder in den Verhältnissen des Arztes anlehnen“ (ebd.), also sich immer schon auf eine intersubjektive Beziehungswirklichkeit beziehen. Im Gegensatz zu den späteren behandlungstechnischen Schriften, in denen die Übertragung vornehmlich unter dem Gesichtspunkt ihrer Beherrschbarkeit abgehandelt wird, und auch im Kontrast zu späteren Formulierungen in der psychoanalytischen Ich-Psychologie, in der die Übertragungsbeziehung von einem „realen“ Arbeitsbündnis autoritativ abgetrennt wird, ist sie in der Zeit der Ausarbeitung der Theorie des Unbewußten nicht als ahistorische und blinde Wiederholung konzipiert. Sie erscheint vielmehr als eine intersubjektive, eigenständig neue und je spezifische unbewußte Beziehungswirklichkeit und ist nicht allein der einsame Abdruck der Vergangenheit des Analysanden. Unter den spezifischen Bedingungen der Übertragungswirklichkeit versucht der Analysand auch in der psychoanalytischen Situation und Beziehung, die „rätselfhafte Anrede“ (Laplanche 1988) des Analytikers zu übersetzen und mit ihm zusammen seine Biographie neu zu lesen bzw. zu schreiben.

Die kreativen Prozesse in der Psychotherapie

Sigmund Freud zitiert in seiner „Methode der Traumdeutung“ einen Brief Schillers an seinen Freund Körner, der sich über seine mangelnde Produktivität beklagt:

„Der Grund deiner Klage liegt, wie mir scheint, in dem Zwange, den dein Verstand deiner Imagination auferlegt. Ich muß hier einen Gedanken hineinwerfen und ihn durch ein Gleichnis verständlich machen. Es scheint nicht gut und dem Schöpfungswerke der Seele nachteilig zu sein, wenn der Verstand die zuströmenden Ideen gleichsam an den Toren schon scharf mustert. Eine Idee kann, isoliert betrachtet, sehr unbedeutend, sehr abenteuerlich sein, aber vielleicht wird sie durch eine, die nach ihr kommt, wichtig, vielleicht kann sie in einer gewissen Verbindung mit anderen, die vielleicht ebenso abgeschmackt erscheinen, ein sehr zweckmäßiges Glied abgeben: – Alles das kann der Verstand nicht beurteilen, wenn er sie nicht so lange festhält, bis er sie in Verbindung mit diesen anderen angeschaut hat. Bei einem schöpferischen Kopfe hingegen, deucht mir, hat der Verstand seine Wachen von den Toren zurückgezogen, die Ideen stürzen pele-mele herein, und alsdann erst übersieht und mustert er den großen

⁴ Das hier greifende Erkenntnis- und Schlußverfahren läßt sich am besten wohl mit einer logischen Operation vergleichen, die Charles S. Peirce *Abduktion* genannt und von den üblichen Schlußformen der Deduktion und Induktion abgespreizt hat. „Abduktion“, so schreibt er (zit. n. Schirnrich 1990, S. 397), „ist eine Methode, eine allgemeine Voraussage zu bilden, ohne irgendeine positive Sicherheit dafür, daß sie entweder in einem Spezialfall oder insgesamt erfolgreich sein wird.“ Abduktionen – von denen Peirce annimmt, daß sie jede Form der Erkenntnis, also auch Wahrnehmung und Erinnern, beherrschen – gehen von einer überraschenden, heterogenen Beobachtung aus, also von den oft unbemerkten Sinnbrüchen im zu untersuchenden empirischen Material. Abduktionen, die nur möglich sind, wenn sich der Beobachter von vorgetragten Meinungen freizuhalten sucht, sind die Voraussetzung für die kreative Entwicklung neuer Ideen. Peirce stellt sich den Wissenschaftler ganz analog einem Detektiv vor und wir haben uns einen Therapeuten auch so vorzustellen, der ein kompliziertes Gewirr verschiedener zeichenhafter Elemente einer noch nicht gefundenen Hypothese in der Hand hält und diese blitzartig konstruiert und errät, wenn sich die Einzelheiten in einer Weise zusammenfügen, an die vorher nicht „im Traum zu denken“ (Peirce) war. Auch dieses Vorgehen findet eine Entsprechung viel eher in Novellen und Detektivromanen als in den Anweisungen traditionell-wissenschaftlichen Vorgehens.

Hafen. Ihr Herren Kritiker, und wie ihr Euch sonst nennt, schämt oder fürchtet Euch vor dem augenblicklichen, vorübergehenden Wahnwitz, der sich bei allen eigenen Schöpfungen findet und dessen längere oder kürzere Dauer den denkenden Künstler von dem Träumer unterscheidet. Daher Eure Klagen der Unfruchtbarkeit, weil ihr zu früh verwerft und zu streng sondert“ (Brief vom 1. Dezember 1788; zit. n. Freud 1900, S. 107 f.).

Ähnlich ist die Methodik der tiefenpsychologisch orientierten Psychotherapien angelegt. Durch die gleichschwebende Aufmerksamkeit des Therapeuten, der „seine Wachen von den Toren des Verstandes“ zurückzieht, wie Schiller es nennt, öffnet er sich den verbalen und nonverbalen Äußerungen des Patienten so weit wie möglich, um ein angemessenes Verständnis seiner inneren und äußeren Welt zu entwickeln. Psychotherapeutische Interventionen, z. B. Deutungen⁵, die nachhaltig Wirkung zeitigen, brauchen diesen Rückzug von zu engen, vorgegebenen Deutungsmustern. Das hermeneutische Verstehen in der Psychotherapie meint „Verstehen als emotionale Teilhabe, empathisches Verstehen und Verstehen als Sinnverstehen“ (Körner 1985, S. 66). Sinnverstehen ist dabei die Produktion von etwas gemeinsamem Neuen. Vor dem Hintergrund der jeweils eigenen Lebensgeschichte verschränken sich die Sinnerspektiven von Psychotherapeut und Patient zu einer subjektiven und einzigartigen Kreation. In der tiefenpsychologisch fundierten Behandlung wird versucht, etwas Neues zu finden und nicht zu den verborgenen, latenten Sinngehalten des Gesprochenen, also etwas schon Fertigerem vorzudringen. Die Interpretation muß aus dem Wort heraus – in der Sprache des Patienten – entwickelt werden, aber nicht im Sinne eines Aufdeckens des „wirklich“ oder „eigentlich“ Gemeinten.

Die Selbstreflexivität des Psychotherapeuten

Hermeneutisches Verstehen in den tiefenpsychologischen Therapieverfahren setzt die Reflexion der eigenen Voraus-

setzungen, der kontextuellen Bedingungen und der aus der Interaktion gewonnenen Daten, das Übertragungs-Gegenübertragungsgeschehen zwischen Patienten und Therapeuten voraus. Um sich dem nie abgeschlossenen Prozeß des Sinnverstehens zuzuwenden, braucht der Psychotherapeut Zugriff auf sein *primärprozeßhaftes* Erleben*. Es bedarf einer hohen Sinnesförmigkeitskapazität – ähnlich wie bei einem Künstler – auf Seiten des Psychotherapeuten, damit es gelingt, die inneren Prozesse, die in der Begegnung mit dem Patienten evoziert werden, zu nutzen. Nur dann können Gegenübertragungspänomene (die emotionalen Antworten des Psychotherapeuten) für die Diagnostik und Intervention wirksam werden. Zum Verständnis der Worte, Szenen und Träume des Patienten gibt es keine eindeutigen Übersetzungsregeln. Formeln wie „Jeder Traum ist eine Wunscherfüllung“ greifen zu kurz, wenden den psychotherapeutischen Prozeß in Richtung einer kausal-mechanistischen Weltauffassung.

Mit *gleichschwebender Aufmerksamkeit* dem psychischen Material gegenüber, das der Patient z. B. durch freie Assoziation dem Psychoanalytiker liefert, soll dieser zunächst durch keinerlei Muster des Aufmerksens eingeschränkt sein. Ohne einschränkende Scheuklappen, was auch theoretische Abstinenz bedeutet, soll den Äußerungen des Patienten begegnet werden, d. h. jede Stunde so zu betrachten, als sei es die erste. Durch die paradoxe Haltung der Neutralität ist es möglich, daß der Blick nicht an den Tatsachen fixiert bleibt, sondern die unbewußten Prozesse Raum greifen können. Erst die gleichschwebende Aufmerksamkeit ermöglicht eine Beachtung der flüchtigen und schnell wieder entschwindenden Phänomene des Unbewußten.

Der psychischen Verfaßtheit des Therapeuten muß insofern viel Augenmerk gewidmet werden, als seine Ängste, Hemmungen und Symptome während des Therapieprozesses ein janusgesichtiges Phänomen sind. Sie können auf der einen Seite den Erkenntnisprozeß blockieren oder stören, sie sind aber auf der anderen Seite auch Abbild der Psychodynamik des Patienten. Im Laufe einer gelungenen psychotherapeutischen Weiterbildung läßt sich die per-

sönliche Abwehrschwelle, die die Wahrnehmung des Behandlers einengt, herabsetzen. Die methodische Selbstreflexion ist wesentliche Voraussetzung gelungener Psychotherapie, denn sie hilft, Gegenübertragungsphänomene adäquat einzuordnen. Die Methode der Selbstreflexion ist eine kritische Hermeneutik der Selbsterkenntnis: „Das Selbst verfreundet sich, stellt sich selbst gegenüber, objektiviert sich, macht sich damit zum Gegenstand der Analyse und gelangt auf diese Weise zu Erkenntnissen von seiner Beschaffenheit, Genese und unbewußte Einbettung in die soziale Lebenssituation, wie sie ihm innerlich ist. Ein entscheidender Aspekt in diesem Prozeß der Selbsterkenntnis ist, daß das Selbst (Ich) sich selbst gegenüber Distanz, einen Spielraum gewinnt, der es ermöglicht, sich von verschiedenen Gesichtspunkten aus wahrzunehmen, verschiedene Haltungen sich selbst gegenüber einzunehmen und auszuprobieren. Damit ist die Möglichkeit der Selbstkritik und Selbstveränderung gegeben“ (Leithäuser & Volmerg 1988, S. 214 f.).

Psychotherapie kann bei der Wahrnehmung des Primärprozeßhaften nicht stehenbleiben. Der Dialog mit dem Patienten verläuft niemals als „reine“ „theoriefreie“ Begegnung. Wir brauchen Hilfsmittel bei der Übersetzung ins Sekundärprozeßhafte, nämlich als vorhandene und bewährte Ätiologie und Therapietheorie. Die jeweils leitenden Therapiekonzepte können als *Dolmetscher bei der Übersetzung des Primärprozeßhaften ins Sekundärprozeßhafte* verstanden werden. Bei den emotionalen Prozessen des Psychotherapeuten handelt es sich demnach nicht um originäre Abbildungen der Psychodynamik des Patienten, sondern um das Ineinandergreifen seiner subjektiven Wirklichkeit in die seines Gegenübers. Die jeweiligen professionellen Verarbeitungsprozesse des Therapeuten sind schulenspezifisch sozialisiert. Die Wahr-

⁵ „Aufdeckung der latenten Bedeutung der Worte und Verhaltensweisen eines Subjekts durch die analytische Untersuchung. Die Deutung erhält die Modalitäten des Abwehrkonflikts und zielt letztlich auf den Wunsch ab, der sich in jeder Bildung des Unbewußten ausdrückt“ (Laplanche/Pontalis 1982, S. 117).

⁶ Der Primärvorgang kennzeichnet das System Unbewußt, der Sekundärvorgang das System Vorbewußt-Bewußt (Laplanche/Pontalis 1982, S. 397).

nehmung ist in spezifischer Weise gerichtet und die Interventionsstrategie beeinflusst von der spezifischen intellektuellen Heimat des Psychotherapeuten, sei es nun die Familientherapie, die Selbstpsychologie, die Gestalttherapie, die Objektbeziehungstheorie oder die Triebtheorie. Der Patient wird im Laufe des psychotherapeutischen Prozesses in die jeweils leitenden Paradigmen hineinsozialisiert. Auf diese Weise läßt sich erklären, warum Patienten, die bei einem jungianisch orientierten Psychotherapeuten typisch jungianische Träume produzieren, bei freudianisch orientierten Behandlern eher triebtheoretisch zu deutende Träume liefern etc. Es geht im psychotherapeutischen Geschehen immer wieder um den Wechsel zwischen Involvierung in die emotionalen Prozesse des Patienten und dessen Interaktion mit uns und theoriegeleiteter Distanznahme. Sich einzulassen auf die Narrationen der Patienten und wieder aus ihnen herauszutreten und mit den zur Verfügung stehenden Mitteln der Erkenntnis analytisch klar zu blicken. Petzold (1988) beschreibt diese Haltung des Psychotherapeuten als *partielles Engagement*. Er beschreibt ein Beteiligtsein, ohne verstrickt zu werden, das getragen ist vom Respekt dem Patienten gegenüber.

Systematische Heuristik

Die Arbeit von Psychotherapeuten kann als „systematische Heuristik“ verstanden werden; so verstanden ist sie *Kunst und Wissenschaft* zugleich. Es stellt sich in diesem „Kunsth Handwerk“ die Aufgabe, in flexibler Weise Theorien zu verbinden und Erklärungsmodelle zu generieren. Dies erfolgt in der Verbindung mit Alltags- und klinisch-professioneller Erfahrung sowie theoretischem Wissen. Psychotherapie kann als hermeneutische Suchbewegung (vgl. hierzu Petzold 1988) in unbekanntem und wenig erforschten Bereichen beschrieben werden. Aufgrund breiter Kenntnisse verschiedener Theorien können *synoptisch*, d. h. in der Zusammenschau vieler Ergebnisse, handlungsleitende Konzepte entwickelt werden. Phänomenologie und Heuristik erweisen sich hier als be-

Körpertherapie

Aus dem Inhalt

Über Therapie und Körperarbeit

Tanztherapie als künstlerische Therapie. Psychoanalyse nach Winnicott und Selbstpsychologie

Bewegung und Prozeß

Veränderungen machen oder Veränderungen geschehen lassen. Bewegtheit als therapeutische Haltung. Bewegung und Übertragung. Gewichtung von Bewegung in einer prozeßorientierten Körperpsychotherapie

Szene des Selbst

Szene des Selbst als Diagnose

Szene des Selbst und TanzTheaterTherapie

Techniken und Haltungen. Fallstudie

Das Konzept der Inszenierung

Tanztheaterelemente: Von der Proben-

und Bühnenarbeit zur Therapie

„Fehler genießen“.

„Lebenspläne umwerfen“.

„Pas de Deux mit Berührung“

Die Szene der Kommunikation

Das Konzept von Folgen und

Unterstützen. Kommunikation und

Berührung

Das Selbst in der Gruppe

Scenische Gruppendynamik

„Wilde Kerle“ und „seltsame

Happenings“ im Tanztheaterprozeß.

Herausfiltern von Energie- und

Wachstumsarten in eher ruhigen

Gruppensituationen. „Stützphase“ für

sehr spannungs- oder angstgeladene

Gruppensituationen. Kinästhetik und

TanzTheaterTherapie

Szene und Bewegung in der Paar-

und Familientherapie

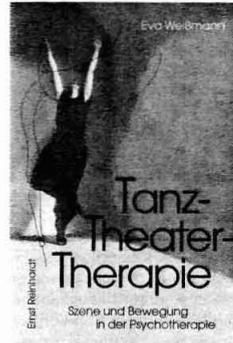
Wahrnehmung des Selbst.

Psychotherapie und Körperarbeit

als Einzelarbeit in der Gruppe, als

Paartherapie/Beziehungsarbeit und

als Eltern-Kind-Therapie



Läßt sich Tiefenpsychologie mit kreativer Körperarbeit vereinbaren? Die Autorin, selbst Tänzerin und Therapeutin, zeigt, wie sich moderne Psychoanalyse und Tanztheater zu einem einheitlichen und ganzheitlichen Heilungskonzept verbinden lassen. Die heilenden Kräfte der Kreativität und der Bewegung (die auch als Metapher für den Prozeß, den Fluß des Lebens steht) wirken in der TanzTheaterTherapie mit psychoanalytischen Faktoren zusammen. Mittels der „Szene des Selbst“ kann alles, was in der Therapie auftritt, inszeniert und auf den Weg gebracht werden. Sie läßt sich im Kontext sowohl gesprächsorientierter Psychoanalyse als auch anderer Psycho- und Körpertherapien anwenden.

Das Buch stellt mit dieser Methode ein Tanztherapiemodell vor, das auch Erkenntnisse aus der Säuglingsbeobachtung, der Bewegungsentwicklung und der Feld- und Prozeßtheorie berücksichtigt.

Eva Weißmann

TanzTheaterTherapie

Szene und Bewegung in der Psychotherapie

190 Seiten. (3-497-01442-7) gb
DM 39,80 öS 291,- SFr 37,-



Ernst Reinhardt Verlag München Basel

sonders geeignete methodische Grundlagen. Probleme werden in der systematischen Heuristik durch „virtuelle Korrespondenzprozesse“ (Petzold 1988), d. h. in der Auseinandersetzung mit theoretischen Positionen und durch Praxisdiskurse, geklärt.

Metatheoretisch lassen sich solche Prozesse als *phänomenologisch-struktural* (im Sinne von Merleau-Ponty 1984) bzw. als *tiefenhermeneutisch* (Ricoeur 1969) kennzeichnen. Ausgehend von der Phänomenologie französische Prägung können auch Psychotherapieprozesse „vom Leibe her“ und „aus den Sinnen Sinn schöpfend“ verstanden werden. Die phänomenale Wirklichkeit erfährt eine gemeinschaftliche Auslegung ihres gegenwärtigen Kontextes auf seinen strukturalen Grund hin, der in der Geschichte der Individuen und in den Ordnungen der Lebenswelt ruht. Damit wird die Phänomenologie in Richtung einer gemeinschaftlichen Hermeneutik bzw. Tiefenhermeneutik „vom Leibe“ und „von der Sozialität her“ erweitert. Diesen Korrespondenzprozessen kommt grundlegende Bedeutung zu. Als diesen Prozeß begründend ist die hermeneutische Spirale des Erkenntnisgewinns zu sehen: Vom Wahrnehmen zum Erfassen, vom Verstehen zum Erklären schreiten Erkenntnisprozesse korrespondierend – als gemeinsame Schöpfung – voran.

Literatur

- Buchholz, M. B. (1997). Psychoanalytische Professionalität. Andere Anmerkungen zu Grawes Herausforderung. Forum der Psychoanalyse, 1, 75–94.
- Bude, H. (1993). Freud als Novellist. In: U. Stuhr & F.-W. Denke (Hg.), Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument. Heidelberg: Asanger
- Breuer, J. & Freud, S. (1895). Studien über Hysterie. GW, Bd. II/III, Frankfurt/M.: Fischer, 1987.
- Freud, S. (1895). Studien über Hysterie. GW Bd. I. Frankfurt/M.: Fischer, 1987.
- Freud, S. (1900). Die Traumdeutung. GW Bd. II/III. Frankfurt/M.: Fischer, 1987.
- Freud, S. (1905). Bruchstück einer Hysterieanalyse. GW Bd. V. Frankfurt/M.: Fischer, 1987.
- Freud, S. (1907). Der Wahn und die Träume in W. Jensens „Gradiva“. GW VII, Frankfurt/M.: Fischer, 1987.
- Goffman, E. (1972). Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Grawe, K., Donati, R. & Berauer, F. (1993). Psychotherapie im Wandel. Von der Konfession zur Profession. Göttingen: Hogrefe.
- Gysling, A. (1995). Die analytische Antwort – Eine Geschichte der Gegenübertragung in Form von Autorenportraits. Tübingen: edition diskord.
- Kaiser, E. (1993). Quantitative Psychotherapieforschung – modernes Paradigma oder Potemkinsches Dorf? Forum der Psychoanalyse, 3, 348–366.
- Körner, J. (1985). Vom Erklären zum Verstehen in der Psychoanalyse. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Laplanche, J. (1988). Die allgemeine Verführungstheorie und andere Aufsätze. Tübingen: Edition Diskord.
- Laplanche, J. & Pontalis, J.-B. (1982). Das Vokabular der Psychoanalyse Bd. I & II. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Legewie, H. & Klotter, C. (1993). Alternativen zur Psychotherapieforschung. Journal für Psychologie, 2, 434–480.
- Leithäuser, T. & Volmerg, B. (1988). Psychoanalyse in der Sozialforschung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luborsky, L., Singer, B. & Luborsky, L. (1975). Comparative studies of psychotherapies: Is it true that „everyone has won and all must have prizes“? Archives of General Psychiatry, 32, 996–1008.
- Märtens, M. (1997). Psychotherapie im Kontext. Soziale und kulturelle Koordinaten therapeutischer Prozesse. Heidelberg: Asanger.
- Merleau-Ponty, M. (1984). Das Auge und der Geist. Hamburg: F. Meiner.
- Mertens, W. (1994). Psychoanalyse auf dem Prüfstand. Eine Erwiderung auf die Meta-Analyse von Klaus Grawe. München: Quintessenz.
- Ricoeur, P. (1969). Die Interpretation. Versuch über Freud. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Petzold, H. (1988). Integrative Bewegungs- und Leibtherapie: ein ganzheitlicher Weg leibbezogener Psychotherapie. Paderborn: Junfermann.
- Schönrich, G. (1990). Zeichenhandeln. Untersuchungen zum Begriff einer semiotischen Vernunft im Ausgang von Ch. S. Peirce. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Schreyögg, A. (1991). Supervision – Lehrbuch zu Theorie und Praxis. Paderborn: Junfermann
- Seiffge-Krenke, J. (1974). Probleme und Ergebnisse der Kreativitätsforschung. Bern: Huber.
- Seligman, M. E. P. (1996). The effectiveness of psychotherapy: The Consumer Report study. American Psychologist, 50, 965–974.
- Weiß, H. (1988). Der Andere in der Übertragung. Untersuchung über die analytische Situation und die Intersubjektivität in der Psychoanalyse. Stuttgart: Frommann-Holzboog



Dr. Heidi M. Möller, Dipl.-Psych.
Dr. Wolfgang Hegener, Dipl.-Psych.
Technische Universität Berlin
Institut für Sozialwissenschaften
Hardenbergstraße 4–5
D-10623 Berlin